

Betina Hollstein und Carsten G. Ullrich

## **Einheit trotz Vielfalt?**

### **Zum konstitutiven Kern qualitativer Forschung<sup>1</sup>**

#### **1. Einleitung**

Nach den Legitimierungs- und Abgrenzungsdebatten gegenüber quantitativer Forschung kam es insbesondere in den 90er Jahren zu einer Konsolidierung und verstärkten Ausdifferenzierung qualitativer Verfahren. Bei aller Unterschiedlichkeit in den zugrundeliegenden theoretischen und methodologischen Positionen, hat sich dabei doch so etwas wie ein umstrittener Kernbestand qualitativer Forschungsmethoden herausgeschält.<sup>2</sup>

Die Frage, was qualitative Sozialforschung denn eigentlich ausmacht - und wodurch sie sich von anderen Forschungsparadigmen unterscheidet - ist jedoch weitgehend ungeklärt geblieben. Diese Unentschiedenheit wird vor allem offensichtlich, wenn Zweifel an der „Qualitativität“ von Forschungsmethoden auftreten, d.h. wenn es zu vermeintlichen „Grenzüberschreitungen“ (zwischen qualitativen und nicht-mehr-qualitativen Methoden) kommt. Muss qualitative Forschung z.B. rekonstruktiv, sinnverstehend, holistisch oder ungesteuert sein? Oder darf sie auch deskriptiv, fokussiert, standardisiert usw. sein?

Die zentrale Frage, der wir im Folgenden nachgehen wollen, lautet daher: Gibt es unverzichtbare Merkmale und Überzeugungen, die für alle qualitativen Methoden gelten - und insofern so etwas wie den konstitutiven Kern qualitativer Sozialforschung bilden? Oder lassen sich die Verfahren gar nicht wirklich abgrenzen, weil z.B. quantitative und qualitative Methoden - wie oft behauptet wird (vgl. z.B. Lamnek 1988; Oswald 1997) - auf einem Kontinuum liegen?

#### **2. Vorgehen**

Aber wozu braucht man eine solche Wesensbestimmung und eine entsprechende Abgrenzung zu quantitativen Methoden? Immerhin besteht hier die Gefahr dogmatischer Setzungen, die sich als wenig produktiv erweisen dürfen. Andererseits entsteht oft der Eindruck methodologischer Unbestimmtheit und des

1 Es handelt sich um eine erweiterte Fassung eines Vortrags, gehalten auf dem Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 2002 in Leipzig in der Arbeitsgruppe „Methoden der qualitativen Sozialforschung“.

2 Hierzu sind insbesondere die Ethnomethodologie (Garfinkel 1967), die Objektive Hermeneutik (Oevermann et al. 1979), die Narrationsanalyse (Schütze 1987), die Grounded Theory (Glaser, Strauss 1967) und die Ethnographie zu zählen.

„anything goes“. Zumindest wird das Etikett „qualitativ“ für alles Mögliche verwendet, auch für methodisch eher Fragwürdiges. Dieses Problem kann nur durch die Einführung verbindlicher Standards durch die Scientific Community überwunden werden; und hierzu kann auch die genauere Bestimmung des Qualitativen der qualitativen Sozialforschung beitragen.<sup>3</sup>

Dieser Frage einer genaueren Bestimmung des Qualitativen kann man sich auf zwei grundsätzliche Weisen nähern, nämlich quasi „von außen“ (oder negativ) und „von innen“ (oder positiv). Von außen heißt dabei nichts anderes als in Abgrenzung von dem, was vielerorts noch schlicht als „die“ empirische Sozialforschung gelehrt wird. Qualitativ wäre entsprechend alles, was nicht der quantifizierenden Forschungslogik folgt.

Diese Herangehensweise entspräche sowohl dem historischen Entstehungs- und Begriffsbildungszusammenhang (das Attribut „qualitativ“ leitet sich schließlich aus der Bezeichnung des niedrigsten Messniveaus ab), als auch der in Lehrbüchern verbreiteten Praxis einer oft plakativen, mit kontrastierenden Begriffen operierenden Gegenüberstellung von qualitativem und quantitativem Paradigma.

Problematisch ist daran, dass ein dichotomes Methodenuniversum unterstellt wird, bei dem alles, was nicht dem quantitativen Paradigma zugeordnet werden kann, qualitativ sein muss, und umgekehrt. Qualitative Sozialforschung wird so zum profillosen Sammelbegriff für alles Nicht-Quantifizierende. Dass dabei der eher enge Kanon der als quantitativ klassifizierten Methoden zum Ausgangspunkt genommen wird, ist aus zwei Gründen problematisch:

Zum einen wird in den einschlägigen Darstellungen ein erheblicher Teil der nicht-quantifizierenden Sozialforschung stillschweigend unter den Tisch fallen gelassen - vermutlich, weil er einem wohl eher intuitiven Selbstverständnis nicht entspricht. Dies gilt insbesondere für den Bereich nicht-quantifizierender makroskopischer Forschung (z.B. weite Bereiche der politikwissenschaftlichen und historischen Sozialforschung) - und das, obwohl sich die entsprechenden Arbeiten oft bewusst von der quantifizierenden Forschungslogik abgrenzen und sich z.T. sogar selbst als „qualitativ“ bezeichnen.<sup>4</sup> Offensichtlich bestehen also engere Vorstellungen darüber, was qualitative Sozialforschung ausmacht. Qualitative Sozialforschung ist insofern nur ein Teilbereich nicht-quantifizierender Verfahren. Die Vorstellung eines dichotomen Methodenuniversums (von quantitativen und qualitativen Methoden) ist nicht haltbar.

Aber auch bei dieser Ausgrenzung eines erheblichen Teils nicht-quantifizierender Methoden ergibt sich noch ein recht heterogenes Bild. Die verbleibenden Verfahren und Ansätze unterscheiden sich dabei in manchen Punkten

---

3 Auch die Frage, ob die Bezeichnung „qualitativ“ sinnvoll ist, kann dabei nicht als vorab entschieden gelten. Vielmehr besteht die Möglichkeit, dass sich andere Attribute als besser zur Kennzeichnung dieser Art von Sozialforschung erweisen (z.B. interpretativ oder hermeneutisch).

4 So z.B. die von Charles Ragin (1994) entwickelte „Qualitative Comparative Analysis“, ein Verfahren, das auf der Booleschen Algebra basiert.

noch grundlegender voneinander als von den quantitativen Methoden.<sup>5</sup> Insgesamt scheint diese negativ-eingrenzende Art der Bestimmung des Qualitativen der qualitativen Sozialforschung daher wenig aussichtsreich. Was bleibt, ist der Versuch, sich dem Kern der qualitativen Sozialforschung von innen anzunähern, ihn also positiv zu begründen. Hier gibt es ebenfalls zwei verschiedene Möglichkeiten:

Die eine besteht in der mehr oder weniger dogmatischen Setzung. Sie wäre am leichtesten und vielleicht auch am elegantesten. Nur besteht wenig Anlass zu der Hoffnung, dass hier ein Konsens erzielt werden kann. Quälende Ab- und Ausgrenzungsversuche wären die Folge - und vermutlich eine Dauerfehde um die Definitionsgröße.

Zweckmäßiger erscheint daher eine empirische Explikation der Begriffe „qualitativ“ bzw. „qualitative Sozialforschung“, bei der der Bedeutungsgehalt des Begriffs über die Verwendungskontexte ermittelt wird. Dies entspricht dem typischen Vorgehen in Hand- und Lehrbüchern der qualitativen Sozialforschung: Die Besonderheiten qualitativer Forschung werden dort aus den unterschiedlichen Definitionen und Selbstverständnissen der allgemein als qualitativ geltenden Ansätze und Methoden quasi induktiv hergeleitet.

Diese empirisch-explikative Annäherungsweise ist auch die Analysestrategie, die wir hier angewendet haben. Anders als in den Hand- und Lehrbüchern, die darauf zielen, das „größte gemeinsame Vielfache“ darzustellen, werden wir jedoch versuchen, aus der Fülle der Merkmale qualitativer Sozialforschung einen konstitutiven Kern zu kondensieren. Darüber hinaus gehen wir im Folgenden immer von einer „positiven“ Definition qualitativer Sozialforschung aus: qualitative werden also immer von „nicht-qualitativen“ Methoden und Verfahren unterschieden (und nicht nur von quantitativen).

Zunächst haben wir auf der Basis einschlägiger Grundsatzaufsätze und Handbücher eine umfangreiche und illustre Liste derjenigen Merkmale erstellt, mit denen qualitative Sozialforschung charakterisiert wird (s. Übersicht 1).<sup>6</sup> Anhand der etablierten<sup>7</sup> qualitativen Verfahren haben wir dann geprüft, inwiefern die einzelnen Merkmale und Eigenschaften tatsächlich für die jeweiligen Verfahren konstitutiv sind.

---

Angesichts von Postulaten wie der Preisgabe der Werturteilsfreiheit, der Überwindung der Subjekt-Objekt-Distanz oder der Ablehnung von Gütekriterien würde sich manch qualitativer Forschende/r im „anderen Lager“ vermutlich wohler fühlen als unter dem gemeinsamen Dach dessen, was unter qualitativer Sozialforschung firmiert.

- 6 Für unsere Analyse konzentrieren wir uns auf die Diskussion im deutschen Sprachraum. Entsprechend haben wir im wesentlichen auf deutschsprachige Publikationen zurückgegriffen.
- 7 Als etabliert gelten hier jene Ansätze und Verfahren, die weitgehend Eingang in Lehr- und Handbücher gefunden haben (vgl. Anmerkung 2). Wie bei den Kriterien qualitativer Sozialforschung handelt es sich also um eine empirische Auswahl.

**Übersicht 1: „Wesentliche“ Prinzipien und Merkmale qualitativer Sozialforschung**  
*(alphabetisch geordnet; ohne Anspruch auf Vollständigkeit)*

- Abduktion als Grundlage qualitativen Forschens
- Aufhebung der Subjekt-Objekt-Spaltung
- Datennähe vs. Datenfeme
- Deskription
- Dialogkonzept
- dynamisch-prozessual vs. statisch
- Einzelfallstudie
- Entdeckung und Theoriebildung als Ziel
- Explikation
- explikative vs. reduktive Datenanalyse
- Fallanalyse als Ausgangspunkt
- Fallbezogenheit vs. Aggregate
- flexibles vs. starres Vorgehen
- Forschung als Kommunikation
- Gegenstand ist vorläufig
- „Gegenstand von allen Seiten an gehen“
- Gegenstandsangemessenheit
- Gemeinsamkeiten vs. Unterschiede
- historisierend vs. ahistorisch
- holistisch vs. partikularistisch
- Identifikation vs. Distanz
- idiographisch vs. nomothetisch
- induktiv vs. deduktiv
- interpretativ vs. ätiologisch
- Introspektion
- Konstruktion der Wirklichkeit als Grundlage
- Kontextualität als Leitgedanke
- Methodisches Spektrum statt Einheitsmethode
- Naturalismus
- nicht quantifizierend
- niedriges vs. hohes Messniveau
- Objektivität
- Offenheit bezüglich Gegenstand
- Offenheit bezüglich Hypothese
- Offenheit bezüglich Methode
- Offenheit bezüglich Verfahren
- Orientierung am Alltagsgeschehen und/oder Alltagswissen
- Perspektive der Beteiligten
- politisch vs. wertfrei
- Problemorientierung
- Prozesscharakter von Forschung und Gegenstand
- Reflexivität des Forschers
- Reflexivität von Forschung und Analyse
- rekonstruktiv
- Relevanzsysteme der Betroffenen vs. Prädetermination des Forschers
- Sensibilisierung vs. Operationalisierung
- spekulativ vs. hypothesesentstehend
- Subjektivität; Orientierung am Subjekt
- Textwissenschaft
- theoretical sampling vs. Zufallsstichprobe
- theorieentwickelnd vs. theorieprüfend
- Totalität
- Unhaltbarkeit des Wertfreiheitspostulats
- unstandardisiert
- Verstehen als Erkenntnisprinzip; Verstehen vs. Erklären
- Vorverständnis über die untersuchte Gegebenheit ist vorläufig
- Zirkularität

Quellen (u.a.): Bohnsack (1999); Briisemeister (2000); Flick (1995a); Flick et al. (2000); Heinze (1987); Hitzler, Honer (1997); Hoffmann-Riem (1980); Kleining (1982); Kohli (1978); Lamnek (1988); Mayring (2002); Spöh-ring (1989).

### 3. Kriterien der qualitativen Sozialforschung, die (dann doch) keine sind

An Kriterien zur Definition, Beschreibung und Klassifizierung qualitativer Sozialforschung mangelt es wahrlich nicht. Insbesondere aus der (Be-) Gründungsphase der qualitativen Sozialforschung sind vielfältige und kreative Charakterisierungsversuche erhalten. In den einschlägigen Lehrwerken werden diese dann gerne aufgegriffen, immer weiter mitgeführt und dadurch gleichsam kanonisiert, anstatt sie einer kritischen Analyse zu unterziehen. Die Vielzahl der Kriterien kann unseres Erachtens zu drei Gruppen zusammengefasst werden: irrelevante Merkmale, typische Merkmale (einschließlich solcher, die nur für bestimmte Richtungen charakteristisch sind) sowie die konstitutiven Merkmale qualitativer Sozialforschung.

#### *Irrelevante Merkmale*

„Irrelevant“ sind für unsere Fragestellung all jene Merkmale, die schlicht deshalb nicht zur Charakterisierung qualitativer Sozialforschung geeignet sind, weil sie nicht hinreichend diskriminieren. Sofern sie nicht ohnehin nur rein plakativ gemeint sind, handelt es sich bei ihnen wohl eher um allgemeine Standards „guter“

Sozialforschung (wenn die entsprechenden Postulate sicher auch oft nicht genügend berücksichtigt werden).

Dies gilt z.B. für Merkmale wie die Forderung nach *methodischer Vielfalt und Flexibilität*, den *Prozesscharakter der Forschung* und die *Gegenstandsangemessenheit der Methode*. Dass sie überhaupt als spezifische Merkmale der qualitativen Sozialforschung zugeschrieben wurden, lässt sich rückblickend nur mit dem enormen Legitimierungsdruck erklären, unter dem die Gründerväter und -mütter der qualitativen Sozialforschung standen. Umgekehrt wurden aber - wohl im „Eifer des Gefechts“ - auch Forderungen nach der *Preisgabe* einiger Kriterien guter wissenschaftlicher Forschung erhoben (wie z.B. des *Werfreiheitspostulats* und der *affektiven Neutralität und Objektivität der Forschenden*).

#### *Typische Merkmale*

Als typisch können solche Merkmale gelten, die eine deutliche Nähe zur qualitativen Sozialforschung aufweisen, ohne dass ein zwingender Zusammenhang besteht (s. Tabelle 1). Sie sind insofern eben typisch für die qualitative Sozialforschung, aber nicht auf diese beschränkt.

Dies gilt insbesondere für grundlegende erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Positionen. So sind z.B. die meisten qualitativen Studien wohl in der einen oder anderen Form explorativ. Nur können dies auch einige quantitative Verfahren von sich behaupten (z.B. explorative Faktorenanalyse oder Cluster-analysen). Ähnlich verhält es sich mit Kategorisierungen wie Verstehen und idiographisch, induktiv und abduktiv, theorieentdeckend und theorieentwickelnd, oder auch sozial-konstruktivistisch. Sicher besteht hier eine „Wahlverwandtschaft“ zwischen diesen Wissenschaftsauffassungen und qualitativer Forschung: Der Einsatz qualitativer Methoden scheint immer dann angebracht, wenn von diesen und ähnlichen Grundpositionen ausgegangen wird. Spiegelbildlich gilt dies auch für ihre jeweiligen Gegenbegriffe und die quantifizierende Forschung (Erklären, deduktiv etc.). Darüber hinaus basiert ein erheblicher Teil der methodologischen Legitimation der qualitativen Sozialforschung auf derartigen erkenntnistheoretischen Grundpositionen. Dennoch kann nicht behauptet werden, dass diese Grundpositionen den exklusiven Einsatz qualitativer Methoden erfordern. So gibt es hinreichend Beispiele für nicht-qualitative Forschungen, die induktive Strategien verwenden oder sich in der Verstehenstradition verorten (z.B. hermeneutische Geschichtsforschung). Umgekehrt wurde z.B. auch schon für qualitative Methoden behauptet, dass mit ihnen eine Hypothesenprüfung möglich sei (Hopf 1996). Schließlich dürfte auch der methodologische Nachweis schwer fallen, dass Prinzipien wie Verstehen, Induktion oder Exploration unter keinen Umständen mit quantifizierenden Methoden vereinbar sind.

Auch das Verfahren der Einzelfallstudie<sup>8</sup> ist weder exklusiv für qualitative Sozialforschung (hier ist wiederum an historische und politikwissenschaftliche Analysen zu denken), noch sind alle qualitativen Studien Einzelfallstudien. Im Gegenteil: für einige Verfahren wie die Grounded Theory (Glaser, Strauss 1967) oder die dokumentarische Methode (Bohnsack 1999) ist die Kontrastierung verschiedener Fälle konstitutiv. Andere Verfahren, wie die Inhaltsanalyse (Mayring 2000a), zielen wiederum gar nicht erst auf die Komplexität des Einzelfalls ab. Entsprechend sind unseres Erachtens auch Komplexität, Holismus und Totalität (nur) typische Merkmale qualitativer Sozialforschung.

Tabelle 1: Typische und konstitutive Merkmale qualitativer Sozialforschung

	typische Merkmale	konstitutive Merkmale
<b>allgemeine Prinzipiell</b>	- Konstruktion der Wirklichkeit als Grundlage - (Erklären durch) Verstehen - Induktion - Abduktion - theorieentwickelnd - geringe Komplexitätsreduktion, Holismus - Einzelfallanalyse	<b>- Sinnverstehen</b> -> - Kontextualität als Leitgedanke - Offenheit bezüglich Gegenstand
<b>Erhebung</b>	- unstandardisierte Erhebung - niedriges Messniveau - maximale Perspektivenvariation	- <b>Offenheit</b> bei Erhebung
<b>Auswertung</b>	- maximale Perspektivenvariation - nicht quantifizierend	- <b>interpretative</b> Methoden der Datenauswertung
<b>Stichprobe</b>	- keine Zufallsstichprobe - theoretische Verallgemeinerung	

Dass die Erhebung *un-* bzw. nur *gering standardisiert* erfolgt, ist ebenfalls ein typisches, jedoch kein konstitutives Merkmal qualitativer Forschung. So können z.B. unstandardisiert erhobene Beobachtungsdaten hochgradig standardisiert und mittels komplexer statistischer Analysen ausgewertet werden (vgl. hierzu Abschnitt 5). Ähnliches gilt für die Auffassung, dass die *Auswertung nicht quantifizierend* erfolgen soll. In qualitativen Untersuchungen werden „Quasi-Quantifizierungen“, also Aussagen über Häufigkeiten üblicherweise als Fehler betrachtet. Doch auch dies gilt z.B. auch für nicht-quantifizierende makroskopische Forschung.

Auch dass keine Zufallsstichproben gezogen werden, ist nur ein typisches Merkmal qualitativer Forschung. So gibt es auch quantifizierende Forschung auf Grundlage von Nicht-Zufallsstichproben, sogenannte bewusste oder willkürliche Stichproben (z.B. Quota-Stichproben). Andererseits sind Zufallsstichproben in

---

<sup>8</sup> Nicht zu vergessen ist, dass Einzelfallanalysen wesentlicher Bestandteil quantitativer Analysen sein können. Man denke z.B. an die Analyse von Ausreißern oder Extrempunkten. Hierbei handelt es sich jedoch immer nur um einen von mehreren Auswertungsschritten.

qualitativen Studien zwar nicht üblich, aber durchaus möglich . Die Frage der Auswahl und Selektivität der Fälle steht in direktem Zusammenhang mit den Möglichkeiten zur Generalisierung der Ergebnisse. An die Stelle der Repräsentativität, die stichprobentheoretisch abgesichert ist, tritt in qualitativer Forschung in der Regel die theoretische Verallgemeinerung der Ergebnisse (Hopf 1979). Generalisierende Aussagen sind auf Grundlage der Forschungsergebnisse und des Vorgehens theoretisch zu begründen. Dazu gehört insbesondere die Reflexion der Selektivität der untersuchten Fälle.

Als typisch können schließlich auch solche Merkmale klassifiziert werden, die nur für einzelne qualitative Methoden konstitutiv sind. Hierzu gehören z.B. die Berücksichtigung der Relevanzsysteme der Betroffenen, die Explikation von Bedeutungen durch Befragte und Forschung als Kommunikation. Diese Merkmale gelten etwa für qualitative Interviews, jedoch z.B. häufig nicht für Beobachtungsverfahren. Ebenso ist das Theoretical Sampling nach Glaser und Strauss (1967) nur eine Form der Stichprobenauswahl. Auch rekonstruktive Auswertungsverfahren werden nicht in allen qualitativen Untersuchungen angewendet (siehe auch Abschnitt 5).<sup>10</sup>

#### 4. Sinnverstehen als Kernkategorie

Ein wichtiges Ergebnis unserer empirischen Analyse ist, dass es offenbar nicht nur typische Merkmale gibt, sondern tatsächlich auch solche, die konstitutiv für qualitative Sozialforschung sind - und zwar in dem Sinne, dass wir sie bei allen als qualitativ bezeichneten Verfahren fanden, und ausschließlich bei diesen.

Offenbar unhintergehbare und allen gemeinsame Kernkategorie der Methoden qualitativer Sozialforschung ist unseres Erachtens das „Sinnverstehen“ - und zwar nicht nur in dem Sinne, dass sie die soziale Realität als sinnhaft strukturiert betrachten, das tun andere auch. Das Besondere qualitativer For-

- 
- 9 Zufallsstichprobe bedeutet ja, dass man (a) die Grundgesamtheit kennt, dass (b) jedes Element der Grundgesamtheit die Chance hat, in die Stichprobe zu gelangen und dass man (c) diese Wahrscheinlichkeit auch angeben kann. Das ist grundsätzlich auch mit kleinen Fallzahlen möglich, etwa wenn man die Stichprobe für die qualitative Studie aus einem repräsentativen Survey nachzieht. Man muss sich jedoch darüber im Klaren sein, dass die dadurch gewonnenen Verallgemeinerungsmöglichkeiten dann immer nur für die Verteilung einzelner Merkmale gelten, aber nicht für komplexe Handlungs- oder Deutungsmuster (auf die qualitative Analysen ja meistens gerade abzielen). Die Frage der Reichweite der Geltung bzw. Verbreitung solcher Muster muss in jedem Fall theoretisch reflektiert werden.
  - 10 Da sich qualitative Forschung auch auf visuelle bzw. Beobachtungsdaten stützt, haben wir das Merkmal Textwissenschaft ebenfalls den nur für bestimmte Verfahren konstitutiven Merkmalen zugeordnet. Diese Zuordnung ist jedoch kontingent und hängt von der Weite der Definition von Textwissenschaft ab. So lassen sich visuelle Eindrücke in Sprache überführen bzw. sind der Interpretation (vgl. Abschnitt 5) zugänglich. Auch der Vorrang der Validität vor der Reliabilität kann nicht als konstitutives Merkmal qualitativer Sozialforschung gelten, da in der Diskussion strittig ist, ob diese Art von Gütekriterien überhaupt auf qualitative Forschung angewendet werden kann und soll (vgl. Steinke 1999).

schung ist, dass sie sich zum Ziel setzt, diesen Sinn nachzuvollziehen, oder anders ausgedrückt: im *methodisch kontrollierten Fremdverstehen*.<sup>11</sup>

Aus dieser Zielsetzung leiten sich zwei Aspekte direkt ab: Erstens, dass etwas sinnhaft strukturiert ist, meint, dass es in einem Bedeutungszusammenhang steht. Diesen gilt es zu verstehen. Und darauf bezieht sich der Leitgedanke der *Kontextualität*: Nur mit Bezug auf den Kontext einer Handlung oder Äußerung im weitesten Sinne (also z.B. im Zusammenhang der gesamten Erzählung) kann ich den Sinn dieser Äußerung verstehen.

Zweitens leitet sich aus der Forderung nach methodisch kontrolliertem Fremdverstehen direkt ab, dass man offen für den Gegenstand ist und dass das *Vorverständnis* über die untersuchte Gegebenheit nur ein *vorläufiges* ist: Was noch nicht „erkannt“ ist, kann auch nicht vorab definiert werden. Damit ist kein naiver Umgang mit Vorannahmen gemeint (wozu z.B. die von Glaser und Strauss postulierte „theoretische Voraussetzungslosigkeit“ verleiten kann). Beim richtigen Umgang mit Offenheit geht es darum, eigene Vorannahmen und bereits Bekanntes über den Gegenstand zu explizieren und gleichzeitig offen für Neues, das heißt: offen für den Gegenstand zu sein (Hopf 1979).<sup>12</sup>

Hinsichtlich der Frage, was mit Sinn gemeint ist bzw. welcher Sinn eigentlich gesucht wird, bestehen allerdings erhebliche Unterschiede. Typisierend können drei grundlegende Sinnkonzepte unterschieden werden (s. Tabelle 2): So zielen qualitative Studien auf den Nachvollzug des subjektiven Sinns, auf soziale Sinnmuster oder aber auf die Rekonstruktion latenter (handlungsgenerender) Sinnstrukturen. Lamnek (1988: 32) spricht hier treffend von der Ego-, der So-zio- und der Generierungslogik qualitativer Sozialforschung.<sup>13</sup>

Für einen Teil der qualitativen Sozialforschung bildet die subjektive Bedeutungswelt der Untersuchten den Erkenntnisgegenstand. Für Forschungen, die -einer vielleicht etwas vordergründigen Auffassung von „verstehender Soziologie“ folgend - auf die Erfassung und Beschreibung (Nachvollzug) subjektiver Sinngehalte zielen, ist es entscheidend, die Perspektive der Betroffenen möglichst unverfälscht zu erfassen. Offenheit, Kommunikativität und die „Dialogform der Forschung“ sind daher zentrale Forschungskonzepte. Sofern Fragen der

---

11 Dies trifft auch auf die von Harold Garfinkel (1967) begründete Ethnomethodologie zu, auch wenn sie nicht auf die thematischen Inhalte des Alltagshandelns abzielt. Ihr Verstehen ist auf die „sense making practises“ der Akteure gerichtet, auf den Handlungsvollzug und die formalen Regeln der Kommunikation. Es geht darum, das Verstehen und das Sich-verständlich-machen zu verstehen, mithin um das „Wie“ der Sinnkonstitution (Weingarten 1985, Eberle 1997, Bergmann 2000). Vergleichbares gilt für die ethnomethodologische Konversationsanalyse oder die „Studies of work“.

12 Aus der Offenheit für den Gegenstand leiten sich weitere Charakterisierungen qualitativer Sozialforschung ab wie der Prozesscharakter von Forschung und Gegenstand und die Flexibilität des Vorgehens. Doch sie sind nicht exklusiv für qualitative Sozialforschung und in dieser Allgemeinheit auch nicht sehr aussagekräftig.

13 Lamnek (1988) bezieht sich hier auf eine Typologie von Lüders und Reichertz (1986). Für eine ähnliche Typisierung siehe auch Flick (2001).

Datengüte überhaupt aufgeworfen werden, ist die kommunikative Validierung vorherrschend. Nach Lüders und Reichertz (1986: 92) sind diese Richtungen zumeist „erstaunlich blauäugig bzw. methodisch unreflektiert“. Sie sind auch eher für die „frühe“ qualitative Sozialforschung typisch und heute seltener in der Soziologie zu finden (im Unterschied zur Pädagogik oder Sozialpädagogik).

Tabelle 2: Grundlegende Sinnkonzepte in der qualitativen Sozialforschung

	subjektiver Sinn	sozialer Sinn	objektiver Sinn
<b>Erkenntnisziel</b>	Erfassung, Beschreibung (Nachvollzug) subjektiv-intentionaler <i>Sinngehalte</i>	Rekonstruktion sozial geteilter <i>Sinngehalte</i> : Deutungsmuster, Erfahrungsräume, Lebenswelten	Rekonstruktion eher invarianter <i>Tiefenstrukturen</i> ; kommunikativer Basisregeln und von Prozessstrukturen des Lebenslaufs
<b>Basis-paradigmen</b>	„verstehende Soziologie“, symbolischer Interaktionismus, Phänomenologie	symbolischer Interaktionismus, Phänomenologie, Wissenssoziologie, Konstruktivismus	Psychoanalyse, genetischer Strukturalismus; Ethnomethodologie
<b>Erhebungs-methoden (typische)</b>	alle Arten offener Interviews	Leitfadeninterview, Gruppen-diskussion, Beobachtungsmethoden, Dokumentenanalyse	narratives Interview, Aufzeichnung natürlicher Interaktionen, Dokumentenanalyse
<b>Auswertungs-methoden (typische)</b>	unterschiedliche Arten offener Interpretation, meist eng am Gegenstand (paraphasierend)	offenes und theoriegeleitetes Kodieren, Fallkontrastierungen, Ethnographie, dokumentarische Methode der Interpretation	i.d.R. sequentielle Interpretation (objektive Hermeneutik, Tiefenhermeneutik, Narrationsanalyse, Konversationsanalyse)

Ein zweiter Typ qualitativer Sozialforschung versucht, sozial geteilte Sinngehalte zu erfassen. Es geht um die Analyse von Deutungsmustern (vgl. Lüders 1991) und von kollektiv geteilten Erfahrungsräumen (z.B. bei der dokumentarischen Methode der Interpretation; Bohnsack 1999) sowie von Lebenswelten. Diese Ansätze unterscheiden sich von der ersten Gruppe durch eine stärkere methodologische und theoretische Fundierung, die überwiegend auf wissenssoziologischen, interaktionistischen und konstruktivistischen Konzepten beruht. Diese Ansätze können als rekonstruktiv bezeichnet werden, weil sie auf eine Sinnebene zielen, die „unterhalb“ der individuell gemeinten Sinns liegt. Denn der „soziale Sinn“ ist erst aus den subjektiven Sinnäußerungen (oder anderem Material) herauszuarbeiten. Typische Verfahrensschritte sind hier Leitfadeninterviews und Gruppendiskussionsverfahren, kodierende Interpretation und Fallkontrastierungen.

Gewissermaßen den Gegenpol zu der Erforschung subjektiven Sinns bilden schließlich jene Richtungen, die von eher invarianten Tiefenstrukturen und universalen kommunikativen Basisregeln ausgehen. Dies gilt nicht nur für den Sinnbegriff selbst, sondern auch für den methodologischen Begründungsaufwand für die einzelnen Methoden. Zu diesen Ansätzen zählen die Tiefenhermeneutik, die Objektive Hermeneutik (Oevermann et al. 1979), aber auch die Ethnomethodologie (Garfinkel 1967) sowie die Narrationsanalyse (Schütze

1987). Subjektive Sinngehalte sind hier bestenfalls ein notwendiger Zwischenschritt zur Rekonstruktion „objektiver“ Sinnstrukturen und Regeln<sup>14</sup>.

## 5. Neuralgische Punkte: Standardisierung, Steuerung und Kategorienbildung

Doch unabhängig davon, welche Sinnebene angezielt wird: Aus der Zielsetzung des Sinnverständens ergeben sich für Erhebung und Auswertung bestimmte methodische Prinzipien - zum einen die Offenheit bei der Erhebung, zum anderen die Verwendung interpretativer Auswertungsmethoden. Auf diese Aspekte soll abschließend genauer eingegangen werden, wobei wir anhand von Beispielen drei neuralgische Punkte genauer ausloten werden: bei der Erhebung die Frage der Standardisierung und der Steuerung sowie, bei der Auswertung, die Frage der Kategorisierung und Kodierung der Daten.

### Standardisierung

Im Zusammenhang mit qualitativer Sozialforschung bedeutet „Offenheit“ vor allem, dass das Erhebungsinstrument so gestaltet sein soll, dass es einen „möglichst breiten Datenstrom“ erfassen kann. Es soll vermieden werden, dass bereits durch die Art der Erhebung bestimmte Arten von Daten ausgeschlossen sind. Bei Interviews wird dies vor allem dadurch ermöglicht, dass den Befragten durch allgemeine Frageformulierungen und den Verzicht auf Antwortvorgaben viel Spielraum gelassen wird, ihre Relevanzsetzungen in ihrem eigenem Bezugsrahmen und Symbolsystem zu explizieren. Bedeutungs- bzw. Sinnzusammenhänge sollen sich also möglichst ungehindert entfalten.

Intuitiv scheinen sich Offenheit und Standardisierung auszuschließen. Das muss aber nicht so sein, zumindest, wenn damit die Vereinheitlichung des Erhebungsinstruments gemeint ist (vgl. Oswald 1997). Ein Beispiel hierfür ist die sogenannte „*Methode der konzentrischen Kreise*“ nach Kahn und Antonucci (1980), ein Instrument der Erhebung von persönlich wichtigen Netzwerkmitgliedern. Die Befragten werden gebeten, die Initialen derjenigen Personen, die für sie persönlich wichtig sind bzw. denen sie sich emotional verbunden fühlen, in ein Diagramm mit drei konzentrischen Kreisen einzutragen, in deren Zentrum das Wort „Ich“ steht. Im innersten Kreis stehen dann die Personen, die am wichtigsten sind und denen man sich am engsten verbunden fühlt. Weiter außen stehen weniger eng verbundene, aber auch wichtige Personen.

Obgleich also hoch standardisiert, handelt es sich um ein sehr offenes Verfahren zur Bestimmung von Netzwerkmitgliedern (eine Differenzierung erfolgt nur nach

---

14 Um Missverständnissen vorzubeugen: Es handelt sich hier um eine idealtypische Unterscheidung, die nur eine erste Orientierung geben soll. Mit manchen Verfahren können z.B. unterschiedliche Sinnebenen angezielt werden. Dies trifft etwa zu für die sehr heterogene Menge ethnographischer Verfahren (vgl. hierzu z.B. Hirschauer, Amann 1997), aber auch auf die Schütze'sche Narrationsanalyse (Schütze 1987).

verschiedenen Graden der emotionalen Verbundenheit). Bei anderen Erhebungsverfahren der Netzwerkforschung wird immer eine Festlegung durch die Interviewer getroffen: Entweder werden die Rollenbeziehungen vorgegeben (z.B. „wer gehört zur Familie?“) oder es werden spezifische Inhalte bzw. Funktionen vorgegeben (z.B. „wen fragen Sie um Rat?“). Im Unterschied dazu macht man mit dem Stimulus „Wichtigkeit“ keine Vorgaben, sondern zielt auf das Relevanzsystem der Befragten. Wer aus welchen Gründen wichtig ist und welche Rolle z.B. die „wichtigen“ Beziehungen im gesamten Lebenszusammenhang spielen, kann dann im weiteren Interviewverlauf genauer ausgeführt werden, so dass sich dieses Instrument in Kombination mit narrativ-biographischen Interviews hervorragend für die qualitative Netzwerkanalyse eignet (vgl. Hollstein 2002).

Dieses Beispiel zeigt, dass sich Standardisierung und Offenheit also nicht ausschließen müssen. Im Gegenteil: Standardisierung kann auch bei qualitativen Verfahren sehr sinnvoll sein, nämlich wenn dadurch die Vergleichbarkeit der Fälle erhöht wird - und vor diesem Hintergrund gerade ihre Unterschiedlichkeit genauer hervortreten kann. Solche Funktionen erfüllen z.B. auch Checklisten zur Abfrage von biographischen bzw. sozialstrukturellen Daten am Ende offener Interviews.

### *Steuerung*

Ein zweiter neuralgischer Punkt hinsichtlich einer offenen Datenerhebung betrifft die Frage der Steuerung. Erhebungsinstrumente sehen bekanntlich in sehr unterschiedlichem Maße Steuerungseingriffe vor. Das Spektrum reicht hier von Verfahren ohne eigene oder mit non-reaktiver Datenerhebung (z.B. verdecktes Aufzeichnen von Gesprächen) über Techniken, die die Datengewinnung in sehr geringem Maße steuern (z.B. rezeptives Interview, narratives Interview, die meisten Beobachtungsmethoden) bis hin zu Verfahren, bei denen der Prozess der Datenerhebung stärker von den Forschenden strukturiert wird (z.B. Leitfadeninterviews und Gruppendiskussionsverfahren).

Eine in diesem Sinne radikale Variante qualitativer Methoden ist das diskursive Interview zur Erhebung sozialer Deutungsmuster (vgl. Ullrich 1999). Beim diskursiven Interview handelt es sich um ein Leitfadeninterview, bei dem den Interviewern erhebliche Frage- und Steuerungsmöglichkeiten eingeräumt werden. Hierin, insbesondere aber in der „offensiven“ Gesprächsführung, kann eine Verletzung des Prinzips der Offenheit gesehen werden. So sieht das diskursive Interview unter anderem „Konfrontationsfragen“ und „Polarisierungen“ vor, durch die die Interviewten zu Stellungnahmen und Begründungen veranlasst werden sollen.

Dem ist zunächst entgegenzuhalten, dass die Datenerhebung des diskursiven Interviews „offen“ ist, weil ausschließlich offene Fragen verwendet werden. Stärkere Strukturierungen, die über die normale Leitfadenstrukturierung hinausgehen, und offensivere Frageformen (wie gezielte Suggestivfragen und Konfrontationen) sind den einfachen Erzählaufründerungen zudem strikt nachgeordnet. Sie sind nur für den Fall vorgesehen, dass Erzählaufründerungen nicht zum gewünschten Ergebnis (Begründungen) führen. Offensivere Techniken sind also

nur die ultima ratio dieser Methode - und die Forschungspraxis zeigt, dass auf Konfrontationen und Polarisierungen eher selten zurückgegriffen wird.

Das Problem sozialer Erwünschtheit stellt sich dabei im diskursiven Interview nicht im gleichen Maße wie bei vielen anderen Verfahren. Man kann fast sagen, dass „soziale Erwünschtheit“ hier durchaus (auch) erwünscht ist. Denn das diskursive Interview zielt nicht auf die möglichst unverfälschte Erfassung subjektiven Sinns, sondern auf „sozial kommunizierbare Sinngehalte“. Der „Fall“ ist hier also nicht der Befragte, der nur als Informant seiner Lebenswelt fungiert, sondern das zu rekonstruierende Deutungsmuster.<sup>15</sup>

#### *Kategorienbildung und Kodierung*

Für die Auswertung der Daten bedeutet die Zielsetzung Sinn zu verstehen, dass interpretative Methoden angewendet werden. Natürlich wird auch bei quantifizierenden Verfahren (notwendigerweise) interpretiert: zum einen bei der Interpretation und Generalisierung der Ergebnisse, zum anderen auch bei der Datenaufbereitung, und zwar bei der Zuordnung von Fällen bzw. Merkmalsausprägungen zu Kategorien (also bei der Kodierung). Bei dieser Zuordnung von Inhalten zu Kategorien stehen die Kategorien selbst jedoch bereits vorher fest. Bestenfalls werden die vorher festgelegten Kategorien anhand der Daten modifiziert.<sup>16</sup> Mit anderen Worten, die Kategorien werden nicht aus den Daten gewonnen oder anhand der Daten entwickelt (wenn dies passiert, dann in explorativen Vorstudien und Pretests). In diesem Sinne handelt es sich also nicht um eine offene Interpretation.

Die offene Interpretation des Einzelfalls dagegen scheint konstitutiv für qualitative Verfahren zu sein - wobei die Interpretation bekanntlich unterschiedlich datennah sein kann. Das Spektrum reicht von sequentiellen (Einzel-) Fallrekonstruktionen bis zu Verfahren, die mit Kategorienschemata arbeiten, wie die Grounded Theory (Glaser, Strauss 1967) und die Qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (2000a). Flick (1995b) macht darauf aufmerksam, dass bei diesen nicht-fallrekonstruktiven Verfahren die Kategorien für die Interpretation des Forschers kaum allein aus den Daten gewonnen werden, sondern häufig durch zwei andere Quellen mit gespeist werden: zum einen durch ein mehr oder minder explizit formuliertes theoretisches Modell und zum anderen aus der Fragestellung. Die Frage ist, inwiefern hier dann noch von einer qualitativen Auswertung, also einer offenen Interpretation gesprochen werden kann.

---

15 „Soziale Erwünschtheit“ kann beim diskursiven Interview jedoch zum Problem werden, wenn ausschließlich sozial erwünschte Deutungsmuster erfasst werden, also nur solche, von denen die Befragten annehmen, dass sie der spezifischen Kommunikation mit dem/der Interviewer/in angemessen sind. Dieser Gefahr soll aber gerade durch die spezifischen Fragetechniken und Gesprächsführungsregeln entgegengewirkt werden.

16 Flick unterscheidet zwei Arten von Kodierprozessen: zum einen Kodierung als „kreativen Prozess“, andererseits als „subsumtorische Routinetätigkeit“, wobei die Zuordnung zu Kategorien nach vorher festgelegten Regeln erfolgt (Flick 1995b: 165).

Die *Mayringsche Inhaltsanalyse* (2000a) markiert hier unsers Erachtens genau den Grenzfall zu quantitativen Verfahrenen. Mayring unterscheidet verschiedene Varianten der Inhaltsanalyse: neben Verfahren, die auf „induktiver Kategorienentwicklung“ basieren, gibt es auch die sogenannte „strukturierende Inhaltsanalyse“ — von ihm bezeichnenderweise auch „deduktive Kategorienanwendung“ genannt. Dort werden „vorher festgelegte, theoretisch begründete“ (2000b, Abs. 13), also externe Kategorien auf das Datenmaterial appliziert. Wie Mayring es ausdrückt, besteht „der qualitative Analyseschritt“ dabei darin, „die deduktiv gewonnenen Kategorien zu Textstellen methodisch abgesichert zuzuordnen“ (2000b, Abs. 13). Das Qualitative liegt also in der Kodierung, nicht in der Kategorienbildung. Wenn dies der einzige interpretative Vorgang bleibt und das Datenmaterial (z.B. Interviewzitate) nur noch der Illustration dieser Kategorien dient, sollte man, wie dies Mayring für die Variante der „strukturierenden Inhaltsanalyse“ auch selbst vorschlägt, tatsächlich von einem qualitativen *Analyseschritt* sprechen, nicht aber von einer qualitativen *Methode*.

## 6. Schlussfolgerungen

Dies wäre bereits die erste Schlussfolgerung des Beitrags. Wir plädieren dafür, terminologisch genauer zwischen qualitativen *Verfahren* bzw. *Methoden* und einzelnen *Verfahrensschritten* zu unterscheiden - auch wenn dies zur Folge hat, dass nicht alle Formen der „Qualitativen Inhaltsanalyse“ als qualitative *Verfahren* zu bezeichnen sind. Entscheidet man sich dagegen, bedeutet dies, dass es für die Auswertung kein konstitutives Merkmal qualitativer Sozialforschung gäbe.

Ein weiteres Ergebnis der vorausgegangenen Diskussion ist, dass es für „Offenheit“ nur recht allgemeine Regeln gibt. Standardisierung und Strukturierungen können durchaus angemessen und erlaubt sein - dies hängt davon ab, auf welche Sinnebene man zielt (also von methodologischen Setzungen).

Insgesamt ergab die empirische Suche nach konstitutiven Merkmalen qualitativer Forschung, dass eine „positive“ Definition durchaus möglich ist, nämlich anhand der Kriterien Sinnverstehen, Offenheit (der Erhebung) und Interpretativität (der Auswertung). Diese Bestimmung des „Qualitativen“ wird unseres Erachtens sowohl der Praxis als auch dem Selbstverständnis qualitativer Sozialforschung am ehesten gerecht. Festzuhalten ist jedoch auch, dass über diese drei Merkmale hinaus keine weiteren konstitutiven Merkmale gefunden werden konnten.

Dieses Ergebnis ist aber nur solange gültig, wie auf ein dichotomisierendes Methodenverständnis verzichtet wird, bei dem alle nicht quantifizierenden Studien -also z.B. viele makrosoziologische Forschungen - quasi automatisch der qualitativen Sozialforschung zugerechnet werden. Eine genauere Klärung des Verhältnisses qualitativer Sozialforschung zu den weder qualitativen (weil nicht interpretativen), noch quantitativen Verfahren scheint uns nicht zuletzt auch in wissenschaftspolitischer Hinsicht geboten. Zur Klärung derartiger Fragen könnte schließlich auch die Rezeption der (qualitativen) Forschung außerhalb der nationalen Grenzen wichtige Einsichten beitragen.

## Literatur

- Bergmann, J. R., 2000: Ethnomethodologie. In: U. Flick, E. v. Kardorff, I. Steinke (Hg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 118-136.
- Bohnsack, R., 1999: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen: Leske + Budrich.
- Brüsemeister, T., 2000: Qualitative Forschung. Ein Überblick. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Eberle, T. S., 1997: Ethnomethodologische Konversationsanalyse. In: R. Hitzler, A. Honer (Hg.), Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske + Budrich, 245-279.
- Flick, U., 1995a: Qualitative Sozialforschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Flick, U., 1995b: Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. In: U. Flick, E. v. Kardorff, H. Keupp, L. v. Rosenstiel, S. Wolff (Hrsg.), Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim: Beltz/Psychologische Verlags Union, 148-177.
- Flick, U., 2001: Qualitative Sozialforschung - Stand der Dinge. Soziologie, 30. Jg., Heft 2, 53-66.
- Flick, U., Kardorff, E. v., Steinke, I. (Hg.), 2000: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Garfinkel, H., 1967: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Glaser, B. G., Strauss, A. L., 1967: The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. Chicago: Aldine.
- Heinze, T., 1987: Qualitative Sozialforschung: Erfahrungen, Probleme und Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich.
- Hitzler, R., Honer, A. (Hg.), 1997: Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske + Budrich.
- Hirschauer, S., Amann, K. (Hg.), 1997: Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hoffmann-Riem, C., 1980: Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32. Jg., 339-372.
- Hollstein, B., 2002: Soziale Netzwerke nach der Verwitterung. Eine Rekonstruktion der Veränderungen informeller Beziehungen. Opladen: Leske + Budrich.
- Hopf, C., 1979: Soziologie und qualitative Sozialforschung. In: C. Hopf, E. Weingarten. (Hg.), Qualitative Sozialforschung. Stuttgart: Klett-Cotta, 11-41.
- Hopf, C., 1996: Hypothesenprüfung und qualitative Sozialforschung. In: R. Strobl, A. Böttger (Hg.), Wahre Geschichten? Zu Theorie und Praxis qualitativer Interviews. Baden-Baden: Nomos, 9-21.
- Kahn, R. L. Antonucci, T. C., 1980: Convoys over the life course: Attachment, roles, and social support. In: P. B. Baltes, O. G. Brim (Hg.), Life-span development and behavior. New York: Academic Press, 383-405.
- Kleining, G., 1982: Umriß zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 34. Jg., 224-253.

- Kohli, M., 1978: „Offenes“ und „geschlossenes“ Interview: Neue Argumente zu einer alten Kontroverse. *Soziale Welt*, 9. Jg., 1-23.
- Lamnek, S., 1988: Qualitative Sozialforschung, Bd. 1 „Methodologie“. München: Psychologie Verlags Union.
- Lamnek, S., 1989: Qualitative Sozialforschung, Bd. 2 „Methoden und Techniken“. München: Psychologische Verlags Union.
- Lüders, C., 1991, Deutungsmusteranalyse. Annäherungen an ein risikoreiches Konzept. In: D. Garz, K. Kraimer (Hg.), Qualitativ-empirische Sozialforschung: Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen: Westdeutscher Verlag, 377-408.
- Lüders, C., Reichertz, J. 1986: Wissenschaftliche Praxis ist, wenn alles funktioniert und keiner weiß warum. Bemerkungen zur Entwicklung qualitativer Sozialforschung. *Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau*, 12. Jg., 90-102.
- Mayring, P., 2000a: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 7. Aufl. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Mayring, P., 2000b: Qualitative Inhaltsanalyse. In: Forum Qualitative Sozialforschung, 1 (2), online: <http://qualitative-research.net/fqs/fqs-d/2-00inhalt-d.htm>.
- Mayring, P., 2002: Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. 5. Aufl., Weinheim: Beltz.
- Oevermann, U., Allert, T., Konau, E., Krambeck, J., 1979: Die Methodologie einer "objektiven Hermeneutik" und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: H.-G. Soeffner (Hg.), Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 352-434.
- Oswald, H., 1997: Was heißt qualitativ forschen? In: B. Friebertshäuser, A. Prengel (Hg.), Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim: Juventa, 71-88.
- Ragin, C. C., 1994: Introduction to Qualitative Comparative Analysis. In: T. Janoski; A. M. Hicks (Hg.), The Comparative Political Economy of the Welfare State. Cambridge, Mass.: Cambridge UP, 299-319.
- Schütze, F., 1987: Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. I. Studienbrief der Fernuniversität Hagen. Kurseinheit 1. Hagen: Fernuniversität.
- Spöhring, W., 1989: Qualitative Sozialforschung. Stuttgart: Teubner.
- Steinke, I., 1999: Kriterien qualitativer Forschung. Ansätze zur Bewertung qualitativ-empirischer Sozialforschung. Weinheim: Juventa.
- Ullrich, C. G., 1999: Deutungsmusteranalyse und diskursives Interview. Zeitschrift für Soziologie, 28. Jg., 429-447.
- Weingarten, E., 1985: Die Methoden der Konstruktion sozialer Wirklichkeit: Grundpositionen der Ethnomethodologie. In: G. Jütemann (Hg.), Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Weinheim/Basel: Beltz, 108-125.